Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Der Garten Eden [Schluss]
Autor: Larsen, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575112

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

doch nicht. Der eine singt königlich weiter, das muß ein verdammt feiner Kerl sein!

Torheit, Ernst! Du hast kein Auge heut'! Du selber gaffst jetzt ins Irre! Das redet mir keine Seele aus: dort jodelt Theodor, unsichtbar ob uns, und kann es uns nicht genug, noch fertig sagen, wie er jetzt ein anderer, ein Neuer, ein Seliger sei!

„Gebt mir die Arme, Kinder! So! Wie warm sich so marschiert! Ach, Ernst und Mimeli, die Kette sollte größer sein! Es sollten sich noch andere einhängen, das gäbe einen Schritt und Marsch! Zum Beispiel das Weggisser Klärli, das Waislein, nicht?"

„Und der Arnoldli!" rief meine Kleine so hurtig, als könnt' es ihr sonst verloren gehen.

„Und die Gotte Regina in der Mitte!" flüsterte Ernst mir deutlich ins Ohr und drückte meinen Arm dabei fester. Ich wußte nicht, war es Spaß oder Ernst. Sein Gesicht und seine Stimme waren unentzifferbar dunkel.

Ja, Regina, die verlassene, arme, in der öden Stube, im Leichengeruch dieser schwarzen Tage, Regina vor allem sollte aus allem Jammer heraus hier oben sein, Arm in Arm in unserer warmen, tröstlichen, liebevollen Kette! Ich dachte das, und bei diesem Gedanken preßte ich Mimeli und Ernst so heiß an mich, daß ich jäh erschrak, die Kinder loslöste und sagte:

„Gehen wir einzeln! Es ist doch viel bequemer!"

(Schluß folgt).

Der Garten Eden.

Nachdruck verboten.

Eine Erzählung aus der Kindheit, von Max Larsen, Konstantinopel.

(Schluß).

Ich zeigte Jimpi mein ganzes Reich. Als wir zur Palme kamen, wollte er sie gleich erklettern. „Es ist nämlich sehr schwer, da hinaufzukommen," meinte er; „um das zu können, muß man sehr tapfer sein. Wie wär's, wenn wir uns in der Palmenkrone ein Nest bauten; dann brauchst du nicht immer auf den langweiligen Holunderbaum zu klettern!" Der Vorschlag reizte mich mächtig; aber zugleich fiel mir Vaters Verbot ein. Ich erklärte daher meiner Eva, welche Bedeutung der Baum für uns habe, und daß wir niemals daran denken könnten, den Vorschlag auszuführen. „Schade," sagte Jimpi, „daß es gerade dieser Baum sein muß! Und wenn ich nun doch einmal hinaufkletterte, so ganz heimlich, daß mich niemand sieht!" „Vater sieht dich," gab ich sehr bestimmt zurück, „und dann bist du meine Eva nicht mehr! Diese letzten Worte schienen großen Eindruck auf Eva zu machen. Denn plötzlich fühlte ich mich am Arm gepackt und rasch fortgezogen. Wir sprachen nun fast nie mehr vom verbotenen Baum.

Es zeigte sich bald, daß Jimpi eine vorzügliche Eva war. Er wußte, wie man kleine Bäume verpflanzte und wann die großen beschnitten werden mußten. Aengstlich wachte er darüber, daß die Früchte nicht zu früh gepflückt wurden. Zur Zeit ihrer Reife durfte niemand in einen Baum steigen, ohne sich vorher bei ihm gemeldet zu haben. Fand er nachher kleine Aeste abgebrochen und herumgestreut, so verriegelte er den Eingang zum Garten und spielte tagelang den Racheengel, der keinen ins Heiligtum einließ.

Daß bei so strenger Aufsicht auch die Vögel keine ruhigen Tage hatten, versteht sich von selbst. „Die Diebe werden wir fangen und braten," erklärte Jimpi eines Tages, nachdem er sich wieder einmal tüchtig über die frechen Eindringlinge geärgert hatte. „Meinst du?" fragte ich langsam; denn ich verstand wohl, daß er die Diebe für ihr Mausen strafen wollte, indem er vielleicht einige von ihnen fing, in einen Käfig steckte und den an einen der Bäume hängte. Da hätten die andern schon gewußt, daß wir Ernst machten. Aber die Vögel töten, braten und gar essen? Das wollte mir nicht in den Sinn. Ich hatte jedoch nicht viel Zeit, weiter der Sache nachzudenken. Jimpi sagte kurz: „Wir gehen Bast holen," nahm mich bei der Hand, und wir schlugen den kürzesten Weg zu einem nahegelegenen Wald ein, in dem es so dunkel war, daß ich mich allein kaum hineingewagt haben würde. Da standen uralte Bäume, deren Wurzeln wie große schwarze Schlangen aussahen, die beständig auf einander zukrochen und sich gegenseitig bekämpften. An den alten Stämmen wuchs braunes Moos. Und um die breiten Aeste rankten sich grüne Schlingpflanzen mit großen violetten Blüten, die einen starken Duft ausströmten. Die Baumkronen hoch oben bildeten ein einziges großes Dach, durch das verstohlen da und dort ein langer Sonnenstrahl blitzte und in dessen Licht Fliegen und Käfer lustig spielten. Während ich so dastand und lauschte und guckte und staunte, war Jimpi schon in einen der Bäume geklettert und schälte von einer Schlingpflanze lange Bastfäden los, die er sich um den Hals wickelte. Zum Ueberfluß machte er noch allerlei Kletterstückchen und sprang dann aus großer Höhe kerzengerade mir vor die Füße, sodaß ich ganz erschreckt zurückprallte. Er lachte laut auf, nannte mich einen furchtsamen Adam und stürmte fort zum Garten Eden. Auf einem der höchsten Orangenbäume suchte er sich einen freiliegenden Ast aus, befestigte eine frischgepflückte Apfelsine, in die ein Loch gebohrt war, daran und knüpfte davor eine Bastschlinge, deren langes Ende bis auf den Boden reichte. Dann versteckten wir uns unter dem Baume, und Jimpi begann durch Pfeifen die verscheuchten Vögel anzulocken. Sie kamen bald in großen Scharen angerückt. Jetzt galt's. Ich wagte kaum zu atmen und steckte den Kopf ins hohe Gras. Da — ein Reißen an der Schlinge, ein klägliches Pipsen! Jimpi ist aufgesprungen und blitzschnell in den Baum geklettert. Dann bringt er's, ein starres, totes Vögelchen. Mir krampfte sich das Herz zusammen. „Jimpi," sagte ich, „kennst du die Geschichte, wie Eva den Adam verführte?" „Du meinst," entgegnete er lächelnd, „es sei ein Unrecht, Vögel zu fangen und zu töten! Wenn wir's nicht tun, was wird dann aus unsern Orangen?" „Kannst ja die Diebe wegjagen, wenn sie kommen," wandte ich wieder ein. „Nutzt nichts," gab er zurück; „laß mich nur machen! Ein paar müssen daran glauben; die übrigen werden nach drei bis vier Tagen nicht mehr wiederkommen; sie verstehen, was die Schlingen sollen!" Die kluge Eva behielt recht. Nach wenigen Tagen waren wir die lästigen Gäste losgeworden und konnten der Orangenernte mit Ruhe entgegensehen.

Immer, wenn Vater in den Garten kam, um nach seinen Blumen zu sehen, ließ er seine Blicke prüfend herumwandern, von Baum zu Baum, von Beet zu Beet, und hatte dann stets ein Wort des Tadels oder der Anerkennung für seine Paradieseskinder. „Nun pflanzt auch ein Gemüse in euern Garten!" sagte er einmal, als er uns untätig herumstehen sah. „Dort an der Gartenmauer ist noch Platz; nur müßt ihr vorher umgraben!" Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Rodehacken waren bald zur Stelle geschafft, sodaß wir uns gleich an die Arbeit machen konnten. Schon nach etlichen Stunden lagen die schwarzen Erdschollen sauber nebeneinander umgelegt. Es wurden Beete abgeteilt; wir säten, steckten und begossen, und noch an demselben Abend war das heiße Werk getan.

Als einige Tage später die ersten jungen Pflänzchen sich

zwischen den dunkeln Furchen zeigten, wurden sie mit lautem Jubel begrüßt. Jeden Morgen liefen wir nun zuerst zu den Beeten, um nachzusehen, wieviel unsere Pfleglinge während der Nacht gewachsen waren. Es gibt für einen Jungen kaum ein größeres Vergnügen, als dem geheimnisvollen Werden eines Pflänzleins zuzuschauen: man bildet sich förmlich ein, es wachsen zu sehen. Obgleich in den Tropen Mutter Natur ihre Kinder sehr schnell großzieht, ging uns dies Wachsen viel zu langsam. Auch hier wußte der Vater wieder Rat. „Hört," sagte er eines Morgens, als er uns wieder vor den Beeten hockend fand, „ihr könnt nicht hier sitzen bleiben, bis eure Bohnen reif geworden sind! Da wird euch die Zeit freilich lang werden. Ich denke, ihr tut am besten, von heute an die Negerschule zu besuchen. Dort lernt ihr lesen und schreiben, die Zeit vergeht dabei sehr schnell, und ehe ihr's euch versehet, werden die Gemüse reif sein!"

„Ja, Vater, aber wer soll dann den Garten bewachen?" fragte ich mit zagender Stimme.

„Das tue ich solange."

„Aber Adam und Eva brauchten doch nicht in die Schule zu gehen, warum sollen wir's?"

„Kind, du wirst vielleicht nicht immer in deinem Paradies bleiben können ..." Des Vaters Stimme zitterte, als er das sagte.

„Muß ich denn einmal fortgehen von hier, Vater?"

Er antwortete nicht, sondern sagte nur: „Also nachher um neun Uhr beginnt der Unterricht," und eilte dem Hause zu. Ich fühlte mich plötzlich furchtbar vereinsamt und begann heftig zu weinen. Warum wollte man mir das Paradies nehmen, wenn ich kein großes Unrecht getan hatte? Nein, blieb ich gut, so mußte mir der Garten Eden auch erhalten bleiben! Mit diesem Gedanken tröstete ich mich; aber es war doch etwas wie ein Schatten über mein Kindesgemüt gehuscht.

Das geregelte Leben, das nun begann, gefiel uns außerordentlich gut. In der Schule saß Jimpi natürlich neben mir. Er wurde von den andern Jungens mächtig angestaunt; denn keiner sonst trug einen so vollständigen Anzug und richtige Schuhe und Strümpfe. Wir taten beide unser Bestes, den andern Anfängern im Schreiben, Lesen und Rechnen zuvorzukommen, und erlebten bald die Freude des ersten Lobes von seiten unserer schwarzen Lehrerin. Die Schulstunden füllten nur den Vormittag aus, Nachmittag und Abend blieben frei zum Herumtollen.

Es gab in unserm Gehöft einen Ententeich, an dem wir manche freie Stunde spielend zubrachten. Dabei hatten wir die Entdeckung gemacht, daß die Gänse und Enten sehr leicht zu erschrecken waren, was sie durch großes Geschnatter bekundeten, woran wir uns stets ergötzten. Eines Tages wurden Eva und ich früher als gewöhnlich von der Lehrerin entlassen, dazu noch mit viel Lobsprüchen. Die machten uns natürlich übermütig, und alle Vorsicht außer Acht lassend, fingen wir an, einen förmlichen Indianertanz an den Ufern des Teiches aufzuführen. Da plötzlich hatte ich das Gefühl, als preßten sich zwei kalte Hände auf meine Augen, und zugleich begann es, mir in den Ohren zu sausen und zu brausen. Kein Jimpi war mehr zu sehen, keine Enten, nichts — alles um mich her pechschwarze Finsternis! Ich wollte rufen und konnte nicht, ich versuchte zu laufen und blieb wie festgewurzelt stehen. Eine große Angst überkam mich, dann das bestimmte Gefühl, daß alles ein Traum sein müßte. Ich machte die größten Anstrengungen, aus diesem häßlichen Traum zu erwachen, und verlor dabei die Besinnung ... Erst in meinem weißen Himmelbett fand ich mich wieder zurecht. Da lag ich richtig in den weichen Kissen, die Vorhänge bewegten sich im Winde. Dann wurden sie zurückgeschlagen, und ich schaute in Mutters Gesicht, das bleich und müde aussah. „Was ist mir, Mutter?" fragte ich und wollte mich aufrichten. Aber sie sagte nur: „Ruhig liegen bleiben, Junge!" und nahm meine Hand. Sacht legte sich erquickender Schlaf auf die wirren Sinne, und diesmal träumte ich einen schönen Traum von Vögeln und Pflanzen.

Als ich erwachte, war es Abend geworden. Der Mond war schon aufgegangen, seine Strahlen hielten neugierig Umschau im Zimmer. Einer hatte sich breit über die Bettdecke gestreckt. In seinem Licht sah ich etwas glänzen. Ich griff darnach: Bohnen, frische grüne Bohnen! Gewiß die ersten aus unserm Garten Eden, dachte ich. Indessen waren die Eltern leise ins Zimmer getreten, Vater führte Jimpi an der Hand. Er kam behutsam zu mir heran, beugte sich über das Bett und sagte: „Hier, gib deiner Eva die Hand; sie verdient es! Hast du gut geschlafen?"

„Aber warum muß ich hier liegen?" fragte ich. Er lächelte, küßte mich auf die Stirn, sagte gute Nacht und ging, leise, wie er gekommen war. Jimpi folgte ihm. Mutter brachte etwas zu essen, nahm zärtlich Abschied, und dann war ich wieder allein.

Am nächsten Tag erfuhr ich alles. Ich war beim Herum-

Raphy Dallèves, Sitten. **Die alte Spinnerin (Aquarell).**

tollen in den Teich gefallen, und Jimpi hatte mich gerettet. Vater schenkte ihm zur Belohnung für diese tapfere Tat einen Reitesel, und Mutter buk einen großen Kuchen.

Soweit also war alles in bester Ordnung. Ich hatte keine Schmerzen, brauchte nicht im Bett zu liegen und konnte trotzdem sagen, daß ich eine richtige Ohnmacht überstanden habe. Nur ein Gedanke plagte mich. War es nicht unrecht gewesen, so die Enten zu erschrecken? Hatte Mutter nicht oft gesagt, das sei grausam und schlecht? Ich wartete darauf, daß Vater mich tadeln würde, und fürchtete, er möchte mit dem Finger drohen und dazusetzen: „Denke an dein Eden!" Aber nichts dergleichen geschah. Nur, als wir am Sonntag nach dem Erlebnis abends in der Bilderbibel blätterten und zum Racheengel vor dem Paradies kamen, der ein großes Schwert in der Hand hält, zeigte Vater auf ihn und meinte: „Den hat man gewöhnlich nicht gern, wenn er kommt!" Ich verstand, was er damit sagen wollte. Und ich hörte seine tiefe Stimme noch zu mir sprechen, als ich vor meinem Bett stand und mich entkleidete. Jetzt fürchtete ich mich nicht mehr davor; denn ich wußte, mein Unrecht war mir vergeben. Aber die Stimme wurde zur Mahnerin, die sagte: „Laß dich niemals durch eine unbedachte Torheit überrumpeln!"

Raphy Dallèves, Sitten. Junge Walliserin.

Seit Jimpi Eva geworden war, hatte ich mich nicht mehr recht um meine Schwester Riborg bekümmert. Es war soviel lustiger, immer bei ihm zu sein und von ihm zu lernen. Jener Abend beim Vater hatte mich nachdenklich gemacht. Mir ward auf einmal klar, daß Riborg meine ganze brüderliche Liebe beanspruchen dürfe und daß es meine Pflicht sei, mich in Zukunft mehr um sie zu kümmern als bisher. Ihre Lieblinge waren die Hühner. Und obgleich diese uns schon manchen Kummer im Garten Eden bereitet hatten, glaubte ich, ihr am besten dienen zu können, wenn ich bei der Pflege des Hühnervolkes mithalf. Als ich Jimpi von meinem Vorhaben Mitteilung machte, war er sehr froh; denn er war schon längst im stillen der kleinen Miß herzlich zugetan. „Aber," sagte er gleich, „in unsern Garten dürfen sie nicht hinein!"

Die Hühner bewohnten einen großen luftigen Palast hinter der Gartenmauer. Er war aus Latten gezimmert und hatte im Innern zwei Räume, einen zum Schlafen und einen zum Eierlegen. In diesem brachten Jimpi und ich allerlei Bequemlichkeiten an, so z. B. eine kleine Leiter, die zu den Legekästen hinaufführte. Des Morgens nach dem Frühstück gingen wir nun immer zu dreien nach dem Hühnerhaus hinunter, öffneten das Tor und ließen unsere Pfleglinge hinaus ins Freie. Dann wurden sie gefüttert und gezählt. Nachher marschierten die Hennen, die ein Ei legen wollten, ganz brav ins Haus zurück, die Leiter hinauf in die Nester. Das übrige Volk zerstreute sich. Zu Mittag nach der Schule fanden wir uns wieder am Hühnerhof ein. Vielstimmiges Gackern tönte uns da entgegen. Die Eierleger wurden aus ihren Kästen befreit, die frischen Eier gezählt und im Triumph zur Mutter gebracht. Gefürchtete Feinde des Hühnerstalles waren die bösen Marder. Sie wußten sich nachts immer wieder einzuschleichen, um irgend ein Opfer zu töten und auszusaugen. Jimpi erfand zu ihrer Vertilgung eine Falle, die er so geschickt aufzustellen wußte, daß sich sehr bald ein Marder darin fing. Riborg war überglücklich vor Freude und faßte nun auch ihrerseits freundschaftliches Zutrauen zur schwarzen Eva. Nur eines konnte sie nicht verstehen, daß wir die Hühner nicht ins Paradies lassen wollten. Jimpi vertröstete sie auf später, wenn die Ernte unserer Früchte vorüber sein würde. Wir heimsten jetzt große Mengen von Bohnen, Bataten und anderem Gemüse ein.

Zu Riborgs besondern Pfleglingen gehörte ein alter Hahn, den sie Göck nannte. Göck war einst der Stolz des Hühnerhofes gewesen. Keiner der andern Hähne hatte es an Kraft und Kühnheit mit ihm aufnehmen können, und keiner hatte nachts so treulich gewacht und die Hühner gewarnt, wenn der Marder in der Nähe gewesen war. Aber jetzt war Göck alt geworden, und verblichen war sein Ruhm. Das junge Geschlecht, das ihn hätte achten sollen, behandelte ihn roh und lieblos. Jeder junge Hahn erprobte seine Kraft an ihm, sodaß der Aermste gar oft mit zerzausten Federn in eine dunkle Ecke des Hofes flüchten mußte. Da hatte Riborg aus Mitleid sich seiner besonders angenommen. Sie fütterte ihn immer allein und trug ihn dann zu einem Nest, das sie im Garten Eden unter der Palme zurechtgemacht hatte. Hier war er vor allen Angriffen sichergestellt.

Eines Morgens hieß es, Göck solle von der Köchin geschlachtet werden. Riborg war untröstlich; sie konnte nicht verstehen, warum man einem so verdienten Hahn nicht erlauben wollte, in Ehren zu sterben. Sie ging zur Mutter. „Laß ihn mir doch," bat sie; „ich will dann, wenn er gestorben ist, ihn selbst begraben und Blumen auf seinen Grabhügel pflanzen!" Mutter war zwar mit diesen Wünschen gar nicht einverstanden; aber sie versprach für Göck eine Galgenfrist von drei Tagen, damit Riborg Zeit fände, von ihm Abschied zu nehmen. Jimpi und ich waren jetzt zu sehr beschäftigt, um der trauernden Riborg ein großer Trost sein zu können; denn die Zeit unserer Zuckerrohrernte war gekommen. Vom frühen Morgen an standen

wir mit heißen Gesichtern im Garten Eden und schnitten die langen Rohre um. Das Zuckerrohr war prächtig geraten und mußte einen guten Verdienst für unsere Sparkassen abwerfen, wenn wir es in der Zuckermühle verkauften. Bis in den Nachmittag hinein hatten wir zu tun; dann lagen vier starke Bündel Rohre sauber zusammengelegt vor uns, die morgen in die Mühle wandern sollten.

Der nächste Vormittag schien niemals enden zu wollen. Ungeduldig saßen wir auf der Schulbank und sahen den Zeiger der Uhr unendlich langsam vorwärtsrücken. Die Lehrerin mußte heute mehr als einen Tadel austeilen, um uns in Ordnung zu halten. Endlich war die Schule aus; wir aßen schnell zu Mittag und sattelten die Esel. Jimpis geduldiges Tier mußte das Zuckerrohr tragen. Alles war zum Abmarsch bereit; nur Riborg fehlte noch. Was mochte wohl geschehen sein, daß sie nicht erschien?

Ich war gerade im Begriff, böse zu werden, als sie ganz außer Atem angelaufen kam und uns etwas zuzurufen versuchte. Ich gebot ihr jedoch zu schweigen, half ihr hinauf in den Sattel und setzte mich hinter sie; dann endlich konnte aufgebrochen werden. Wir ritten an Vaters großer Viehherde vorbei zum äußern Hoftor hinaus. Der Weg stieg rasch bergan und war sehr steinig. Mühsam schnauften unsere Reittiere. Jimpi wußte viel von der Zuckermühle zu erzählen. Uns schauderte ordentlich, als er von dem großen Feuer sprach, das dort unter dem Kessel brennen sollte. „Aber," so tröstete er uns, „die Leute sind gut; sie werden uns nichts zuleide tun."

Als die Höhe erreicht war, kamen wir auf einen schattigen Weg, der durch große Zuckerrohrfelder führte. Riborg hatte bis jetzt geschwiegen. „Was ich vorhin sagen wollte," begann sie nun und wandte sich nach Jimpi um, „denk' dir, Göck hat ein Ei gelegt, ein richtiges kleines Vogelei!" Ich lachte laut auf bei dieser Nachricht. „Morgen bring' ich es zur Mutter; dann darf sie den Hahn nicht töten lassen. Warum lachst du?" Diese Frage galt mir. „Du glaubst es wohl nicht," fuhr sie aufgeregt fort; „ich zeige dir's schon, wenn wir nach Hause kommen. Aber du bist doch ein häßlicher Junge: erst zürnst du mir, weil ich ein wenig spät bin, und nun lachst du mich noch aus! Jimpi ist doch eigentlich viel netter als du!"

Ich klopfte ihr begütigend auf die Schulter und sagte: „Aber, Riborg, seit wann legen denn die Hähne Eier? Das tun doch nur die Hennen! Göck wird zufällig auf ein verloren gegangenes Vogelei geraten sein!"

„Nein," kam's mit großer Bestimmtheit zurück, „Göck hat das Ei gelegt! Als ich vorhin noch schnell nach ihm sehen wollte, saß er wie gewöhnlich unter der Palme in seinem Nest. Vorsichtig kam ich näher, um ihn nicht zu stören. Da, auf einmal stellt er sich hin, kräht und marschiert davon. Und dort, wo er gesessen hatte, lag das Ei. Nun soll's nur der Jimpi sehen, du dummer Bub!"

Riborg war beleidigt, und auch ich war böse geworden. Es ärgerte mich gewaltig, daß Jimpi vorhin nicht mitgelacht hatte. Nun war ich auf einmal der dumme Bruder, während er in der Gunst der Schwester stieg. Zum Glück kamen wir bald zur Mühle, und über all dem Neuen, was es da zu sehen gab, wurde der Streit vorläufig vergessen. Wir schauten zu, wie unsere Zuckerrohrbündel zu zwei großen Walzen geschleift wurden, die sich dicht nebeneinander drehten. Ein starker Neger ergriff einen Schaft nach dem andern, steckte jeden einzeln zwischen die Walzen, und quietschend krochen alle da hindurch, um vollständig plattgedrückt auf der andern Seite herauszupurzeln. Der aufgefangene Saft verschwand in einem großen Kessel, unter dem das Feuer brannte. Das zischte und brodelte darin, sodaß wir kaum wagten, nahe heranzugehen. Eine alte Negerfrau rührte fortwährend mit einem Riesenlöffel in der Masse herum. Nachdem wir eine Weile dem seltsamen Schauspiel zugesehen hatten, kam der Besitzer der Mühle und lud uns ein, bei ihm im Hause von seinem braunen Zucker zu kosten. Dann wurden wir bezahlt und mußten beim Abschied versprechen, wiederzukommen, wenn wir mehr Zuckerrohr hätten.

Raphy Dallèves, Sitten. Alte Walliserin (Aquarell).

Sobald wir die Mühle im Rücken hatten, kehrte die gegenseitige Verstimmung wieder bei uns ein. Mich machte sie stumm und trotzig, während Jimpi und Riborg geschwätzig zu werden anfingen. Ihre Fröhlichkeit hatte etwas Herausforderndes. Wie konnte die sonst so treue Eva sich soweit vergessen, daß sie mich absichtlich kränkte? Unverzeihlicher Verrat, dachte ich. „Wir wollen ein Lied singen," schlug Riborg vor. „Dumme Jungens können nicht singen," entgegnete ich kurz. „Gut, dann geht's auch zu zweien," sagte Jimpi und stimmte ein Negerlied an, bei dessen Refrain Riborg lustig mitsang. „Hör' auf," raunte ich ihr zu, „oder du sollst etwas erleben! Du weißt, daß du auf meinem Esel nur geduldet bist!" „Nun, dann kann ich ja bei Jimpi mitreiten," sagte sie schnippisch; „darf ich, Jimpi?"

Noch ehe der Gefragte antworten konnte, war das Unerhörte geschehen. Ich hatte die Ahnungslose bei den Armen gefaßt, neben mir ins Gras geschleudert und war davongesprengt, so schnell es gehen wollte, wilde Freude im Herzen ... Aber es kamen bange Minuten. Das Bessere in mir wollte wissen, mit welchem Recht ich so gehandelt, und ich blieb stumm. Da zeigte es mir das Bild der wehrlosen Schwester; das wurde zur Anklage, und auf einmal fühlte ich, wie feige und schlecht ich gewesen war. Sollte ich umkehren, um Verzeihung bitten? Nein, Jimpi würde mich einen Feigling genannt haben ... So war es denn gewiß, ich war nun doch der schuldige Adam ge-

Raphy Dallèves, Sitten. **Studienkopf.**

worden! Mein Esel war unterdessen den ganzen Berg heruntergetrottet und jagte nun in großen Sprüngen dem Hoftor entgegen, das zugeklinkt war. Um es zu öffnen, mußte ich mich weit vorwärtsbeugen im Sattel. In diesem Augenblick legt mir ein Windstoß den großen Strohhut quer vor die Augen: ich verliere Zügel und Gleichgewicht, und im Nu liege ich abgeschleudert im Sand. Langsam trabt das geduldige Reittier eine Strecke weiter und bleibt dann stehen, als warte es auf mich. Ich versuchte aufzustehen; es war ganz unmöglich. Der linke Arm, auf dem das ganze Gewicht des Körpers ruhte, mußte vollständig ausgerenkt sein: er schmerzte entsetzlich.

Die Eltern gerieten in große Aufregung, als ich auf einer Bahre ins Haus getragen wurde. Der Arzt war nicht sofort zu haben, er konnte frühestens in vierundzwanzig Stunden zur Stelle sein. So mußte Vater einstweilen sein Bestes versuchen. Er legte den Arm in Holzschienen, durch die aber die Schmerzen noch gesteigert wurden. Ich lag in meinem Bett und schrie unaufhörlich, bis Müdigkeit und Schwäche mich in tiefen Schlaf fallen ließen. Am nächsten Tag kam endlich der Doktor. Er renkte den Arm ein, machte einen Verband, traf seine Anordnungen, und erst, als er sich davon überzeugt hatte, daß die Schmerzen nachließen, reiste er wieder ab.

Lange einsame Stunden im Krankenzimmer folgten dem Unfall. Ich fand Zeit genug, über alles, was geschehen war, nachzudenken und meinen Jähzorn zu bereuen... Wie sollte ich vor den Eltern bestehen können? Sie würden sicherlich fragen, warum ich allein den Hügel hinuntergeritten war. Dann würde Riborg mit ihrem guten Herzen mich vielleicht nicht verraten wollen und sagen: „Da wir zu zweien den Berg nicht hinuntertraben dürfen, bin ich oben abgestiegen..." „Abgestiegen worden," würde Jimpi höhnisch dazwischenrufen, und sie erfuhren alles. Das brachte ihnen neuen Kummer und mir vielleicht ein „verlorenes Paradies"!

Vater und Mutter kamen oft zu mir, trösteten mich und sprachen mir Mut zu, und jedesmal, wenn die Tür sich öffnete und ich sie eintreten sah, dachte ich: „Jetzt ists zum Strafgericht!" Nichts ereignete sich jedoch. Ich konnte auch kein Mißfallen bei ihnen entdecken. So hatte Riborg geschwiegen? Sie selbst war oft bei mir und tat dann, als sei niemals irgend etwas zwischen uns vorgefallen. Danken konnte ich ihr noch nicht für soviel Liebe. Aber sie mußte es mir von den Augen ablesen können, wie tief mich ihr Edelmut rührte und beschämte. Jimpi bekam ich während dieser Zeit gar nicht zu sehen. Er trug offenbar tiefen Groll im Herzen.

Nach einigen Tagen durfte ich das Krankenzimmer verlassen. Der erste Gang führte mich zu Riborg, die ich mit Tränen in den Augen um Verzeihung bat. „Vergiß die Geschichte," sagte sie; „wie hätte ich dir zürnen können, da du so schwer gestraft wurdest! Aber denke dir, ich war mit meinem Ei bei der Mutter. Die lächelte nur und sagte: ‚Der Göck ist mir aber ein braver Hahn; er darf am Leben bleiben!'"

Wieviel hatte sich seit jener großen Göckbegebenheit ereignet! Damals wars dieselbe treue Riborg gewesen, die mich zum Mitgenossen ihrer Freude hatte machen wollen, und mit einem spöttischen Lachen war sie abgewiesen worden. Ja, wenn ich sie jetzt noch zu meiner Eva hätte erheben können! Doch das war nicht möglich. Noch gebührte Jimpi diese Würde, obgleich er sich kaum mehr im Garten Eden zeigte; er schien geflissentlich jede Gelegenheit zu offener Aussprache vermeiden zu wollen. Mir wurde diese Spannung unerträglich. War es unter solchen Umständen nicht das Beste, Vater Mitteilung von meiner Untat zu machen, die Strafe willig zu tragen und auf diese Weise Jimpi zufrieden zu stellen? Riborg riet von diesem Plan ab. „Ich habe mit deiner Eva gesprochen," sagte sie. „Jimpi zürnt dir und wartet nur auf eine Gelegenheit, um sich an dir zu rächen für jenen Nachmittag. Immer wieder habe ich ihm versichert, daß die Geschichte längst begraben sei und daß er darum gar kein Recht habe, dich zu strafen. Aber er hat einen harten Kopf, will's nicht einsehen und behauptet, ich sei kein Junge und könnte darum seine Wut nicht verstehen. Warte, bis eine Gelegenheit kommt; dann könnt ihr euch zusammen aussprechen!"

An einem schwülen Nachmittag — Wochen waren seit dieser Unterredung vergangen — saß ich wieder ganz gesund oben im Holunderbusch und las in einem Buch. Seit ich in der Schule das Lesen gelernt hatte, machte mir kaum irgend eine andere Beschäftigung so große Freude. Da hörte ich Schritte, blickte vom Buch auf und sah zu meinem größten Erstaunen Jimpi auf dem Mittelweg des Gartens stehen. Er schaute nach mir hin; keine Muskel bewegte sich in seinem Gesicht. Ohne viel zu denken, rief ich: „Wollen wir nicht Vögel fangen?" und merkte sofort, daß ich etwas sehr Dummes gesagt hatte. „Nein," entgegnete er trocken, „es gibt keine! Und außerdem mußt du dich erst von da oben herunterbequemen, sonst spreche ich gar nicht mit dir!" Daß es jetzt zu einer Abrechnung zwischen uns kommen mußte, schien mir gewiß, und nach wenigen Augenblicken schon stand ich meinem Gegner gegenüber, seinen Angriff ruhig erwartend. Jimpi verschränkte die Arme und rührte sich nicht. „Da fang' doch an, du fürchtest dich wohl!" reizte ich ihn.

„Was meinst du?"

„Ich dachte, du wärst gekommen, mit mir zu kämpfen!"

„Mit dir kämpfen?" gab er höhnisch zurück. „Nein, gewiß nicht, mit einem Feigling verlohnt sich's nicht zu kämpfen!" Ich fühlte den Zorn in mir aufsteigen.

„Hör' mal, Eva," stieß ich hervor, „nimm dich in acht! Du weißt sehr wohl, daß wir etwas mit einander auszutragen haben, und doch gehst du mir Tag für Tag aus dem Weg! Wer ist denn da der Feigling, wie?"

„Das will ich dir ganz genau sagen," sprach er ruhig. „Allerdings bin ich dir in den letzten Wochen ausgewichen, so oft ich konnte, aber nicht, weil ich dich fürchtete, sondern, weil ich dich verachten mußte. Du bist ein Feigling, ich sag'

dir's wieder. Oder war das vielleicht männlich und tapfer gehandelt, die wehrlose unschuldige Schwester vom Esel zu stoßen? Warum fingst du damals nicht mit mir an? Ich hatte dich gereizt, nicht Riborg. Und dann denke an unsere gemeinsamen Ausflüge in den Wald! Wer fürchtete sich immer, auf die hohen Bäume zu klettern? Hier im Garten Eden ist ein einziger Baum, der schwer zu ersteigen ist. Wie hast du dir da geholfen? Einen verbotenen Baum hast du ihn genannt, damit ich nur niemals auf den Gedanken kommen sollte zu sagen: Du, wir wollen dort hinauf; da oben ist's schön! O, ich kenne dich jetzt gut!"

Diese Worte schmerzten wie Nadelstiche. „Jimpi," schrie ich, halb weinend vor Wut, „soll ich dir zeigen, ob ich Bäume erklettern kann?" Und ohne weiter auf ihn zu hören, war ich fortgestürmt. Dort stand die verbotene Palme, gerade und aufrecht. Und hier fühlte ich den breiten glatten Stamm. Er brannte wie Feuer, als ich ihn mit Armen und Beinen umklammert hielt und anfing, mich hinaufzuziehen. Loslassen, abwärtsgleiten, fliehen? Nimmermehr! Jimpis Hohnlachen da unten war entsetzlich, es trieb mich vorwärts, unaufhaltsam ... Da hörte ich den Vater rufen. Ob er mich gesehen hatte? Ob er's schon wußte? Zu spät! Hier war schon die Palmenkrone. Eine letzte Anstrengung, ich hatte sie erreicht ... Das also war der verbotene Baum? Und Vater hatte vergeblich gerufen ... Wenige Minuten nachher meldete ich mich bei ihm zum Strafgericht. Adam hatte sich von Eva verführen lassen ...

„Und nun, mein Sohn, denke nicht, daß ich dich aus deinem Paradies stoßen will. Es war nicht recht von dir gehandelt, trotz dem Verbote auf die Palme zu klettern. Aber es war kein großes Unrecht, das du tatest. Dieses Erlebnis will dir zeigen, wie schwach wir Menschen werden, wenn wir uns vom Zorn lenken lassen. Wir tun dann fast immer etwas Unaeschicktes. Nein, starke, weise Menschen will das Leben aus uns machen, Menschen, die ein Paradies hier auf der Erde finden können, das ihnen nicht genommen werden darf! Denkst du noch daran, wie glücklich du warst, als du deine ersten selbstgepflanzten Bohnen vor dir liegen sahest? Damals fühltest du etwas vom Glück des wirklichen Paradieses; denn du empfandest Freude über eine erfüllte Pflicht. Daß du dieses Paradies finden möchtest, ist deiner Eltern größter Wunsch. Dazu aber müssen wir dich aus dem Garten Eden herausnehmen und in die große Welt hineinstellen. Suche dort, und du wirst es finden, wie du das Paradies deiner Jugend gefunden hast! Aber vergiß nicht, daß du nur durch Arbeit zu deinem Ziele kommen kannst!"

So etwa hatte Vater bei der Unterredung, die meinem Ungehorsam folgte, gesprochen, ohne Zorn, mit ernster weicher Stimme. Es war schrecklich gewesen, dies Aufgeweckt werden aus einem unendlich seligen Traum. Und doch, wer sonst hätte es besser und sanfter tun können als der Mann, der mich über alles liebte! Es war unterdessen Abend geworden. Ich saß im großen Schaukelstuhl auf der Veranda und wartete auf die Mutter, die mir versprochen, sich noch ein wenig zu mir zu setzen. Die Dämmerung hatte ihren Schleier über den Garten Eden gebreitet. Leise strich der Nachtwind ums Haus; er spielte mit meinem Haar, er fächelte mir die Stirn, er trug mir alte liebe Erinnerungen zu. Ich träumte noch einmal den Traum vom Kinderparadies. Da öffnete sich die Tür; es war Mutter, sie hatte Jimpi mitgebracht. Ich stand auf und gab Eva die Hand zur Versöhnung. Dann traten wir zusammen an die Brüstung der Veranda und schauten hinunter in den Garten. „Ob ich jemals wohl den Garten Eden vergessen werde?" so fragte ich bang. Da rauschte es leise in den Baumkronen ringsum, und ich wußte, daß dies Rauschen aus dem Paradies mich begleiten sollte durchs ganze Leben ...

Raphy Dallèves, Sitten. **Studienkopf.**

Raphy Dallèves.

Mit drei Kunstbeilagen und sieben Reproduktionen im Text.

Als ich den Walliser Raphy Dallèves einmal fragte, warum er die Motive zu seinen Bildern so ausschließlich seiner engen Heimat entnehme, antwortete er: „Weil ich sie kenne..." Auf den ersten Blick eine gar seltsame Antwort, fürwahr! Sehen wir aber genauer hin, so verliert sich das Seltsame an ihr immer mehr, und wir korrigieren: Eine weise Antwort! Denn wie soll man schildern, was man nicht kennt! Das aber, was der ambulante, seine Sujets in aller Welt zusammensuchende und von allen Schönheiten der Erde naschende Maler Kenntnis eines Landschafts- oder Menschencharakters nennt, das ist nur zu oft bloße Oberflächenkenntnis, Ahnen, in den seltensten Fällen nur volle Gewißheit des Tatsächlichen, Wahren. Es mag ja genial veranlagte Naturen geben, die ebenso rasch erfassen wie sehen, denen ein angeborener Blick fürs Typische, für den Kern einer Sache eignet; soll diesem abstrakt geistigen Erfassen jedoch ein konkreter Schöpfungsakt folgen, so wird auch der geistig beweglichere Künstler — falls er wirklich ein solcher ist — sich in die Lage versetzt sehen, genauere Studien zu machen, tiefer zu dringen und zu untersuchen, ob seinem ersten Sehen auch eine Wirklichkeit entspricht. Darin ist die bildende Kunst mit der Wissenschaft zu vergleichen, die gleich ihr sich auf geistigen und reellen Beobachtungen aufbaut und nur das zur Darstellung bringt, was sie seelisch und physisch erforscht und erfaßt hat. Erst entdecken und dann bedecken! Dieser Ausspruch gilt für den Maler sowohl, der eine Leinwand zu füllen hat, wie für den Schriftsteller, der dasselbe mit dem Manuskriptbogen vornimmt. Und darum ist die Begründung, die uns Dallèves für die räumliche Beschränktheit seiner Kunst gibt, weise zu nennen.

Da er geboren ist in der burggekrönten Hauptstadt seiner gebirgigen Heimat, in Sion (1878), ist sein Blick von Jugend